

Die Psychologie der Metapher und die (vermittelte) "Innerlichkeit" der Erkenntnis: metaphorische Ver-Dichtung als Basis einer metaphorischen Heuristik

Jain, Anil K.

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Jain, A. K. (2001). Die Psychologie der Metapher und die (vermittelte) "Innerlichkeit" der Erkenntnis: metaphorische Ver-Dichtung als Basis einer metaphorischen Heuristik. *Journal für Psychologie*, 9(4), 35-47. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-28243>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Die Psychologie der Metapher und die (vermittelte) »Innerlichkeit« der Erkenntnis - Metaphorische Ver-Dichtung als Basis einer metaphorischen Heuristik

Anil K. Jain

Zusammenfassung

In diesem Beitrag geht es um die alte Frage, wo die Quelle von Erkenntnis zu verorten ist. Die vorgeschlagene Antwort lautet einmal mehr: im Subjekt und seiner Selbstdeutung. Allerdings sind subjektive Erkenntnisse niemals unvermittelt, und die Metapher ist ein wesentliches heuristisches Medium, das zur Deutung aufruft und damit Erkenntnisse »hervorzubringen« hilft.

ÜBERTRAGUNG

Man kann die Metapher im wörtlichen Sinn (wie zugleich selbst metaphorisch) als einen »Überträger« begreifen. Die subversive »Macht der Metapher« (Gamm 1992) liegt in der »Infektiosität« dieser Übertragung. Von einem Bereich wird Bedeutung auf den anderen übertragen, transportiert: imaginiert. Der metaphorische Kontext wird dadurch – aus dem Blickwinkel des begrifflichen Denkens – gleichsam infiziert und kontaminiert.¹ Er verändert sich in seinen (Sinn-)Bezügen. Das Reine des Begrifflichen wird gesprengt durch die »Verschmutzung« mit der Sinn-fremden, in gewisser Weise unheimlichen, Angst und Ungewißheit provozierenden, aber auch zugleich Neugierde erweckenden Konkretion des metaphorischen Sprachspiels: In der Trope der Metapher nimmt das Bezeichnete eine abweichende »Gestalt« an. Das Denken wird rück-geführt auf das Anschauliche, Konkrete – und muß sich auf diese »Realität« deutend einlassen, um zu verstehen.

Dieses interpretative Verständnis ist in einem doppelten Sinn »kreativ«. Denn um in der Metapher Sinn zu erkennen, muß zumindest eine Bedeutung – auf der Basis eines suchenden (und damit grundsätzlich offenen) Reflexionsakts – konstruiert werden. Die Metapher zwingt also zur Interpretation. Wörtlich genommen entzieht sich

der metaphorische Ausdruck dem Verständnis, die entfremdende Abweichung der Metapher »stellt«, um ein Heidegger-Wort zu gebrauchen, den Rezipienten. Sie erfordert eine deutende »Positionierung« im Text-Rahmen und damit im Raum möglicher Bedeutungen.²

Zudem wird paradoxerweise genau durch die Anbindung an das Konkrete ein per se niemals eingrenzbarer Interpretationsraum eröffnet – indem jede Konkretion den »sinnlichen« Ausgangspunkt für »assoziative« und somit potentiell auch abweichende Denkbewegungen bildet. So initiiert, »erregt« die Konkretion in der (bildhaften) Metaphorik eine Aufspaltung der Sinn-Grenzen. Die Metapher ist die (be-)greifbare, reale, dingliche Differenz im Diskurs. Sie verweist – als »schiefes«, der Kontextlogik widersprechendes Bild – auf die Uneinheit des (jedes) Gesagten. Und diese Differenz, dieser »Spalt« kann – wo er wahrgenommen wird – für imaginative, den vorgegebenen Rahmen auch überschreitende Interpretationen genutzt werden. Das ist (»ansteckende«) Poiesis ihrer Poesie.

Man muß allerdings die Metapher zu lesen wissen, sie sinnlich werden lassen, d. h. sich auf sie einlassen, sich entäußern, ihr ausliefern, um sie solchermaßen, im Sinn einer differenzbewußten »negativen Hermeneutik« (Schönherr-Mann 2001), reflektieren zu können. Ihr sinnlicher Hintergrund führt dann – möglicherweise – zurück zur eigenen »Sinnlichkeit«: den Imaginationen des nicht-identischen Subjekts und seinen (utopischen) Projektionen. Doch dafür muß eben von der gewohnten Lesart abgewichen werden. Denn insbesondere die konventionelle, zum toten Symbol »herabgesunkene« Metapher verführt zu einer Übernahme vorgegebener Deutungen. Diesen

entgegengesetzt, muß der bildliche Hintergrund, um konkret und damit für die Erschließung von Differenzräumen wirksam zu werden, auf den eigenen, individuellen Erfahrungshintergrund zurückgespiegelt werden: Die Metapher ist das Zur-Sprache-Kommen einer Welt, und die Entschlüsselung dieser Welt ist das Zu-sich-selbst-Kommen im Angesicht dieser Welt (vgl. Ricœur 1983 [1972], S. 371f.). Nur in kritischer (Selbst-)Reflexion der assoziierten Bedeutungsfelder ist deshalb ein kreatives Lesen der Metapher möglich. In gewisser Weise gleicht die Metapher damit einem Rätsel, einem Orakelspiel. Die Metapher ist wie ein Spiegel, in den man blickt: Es ist immer man selbst, der zurückblickt. Doch vielleicht ist dieses Selbst dann »ein anderer«. Und dieser andere blickt zurück in einen verspiegelten Raum, im Bewußtsein, daß dieser Raum – ebenso – ein anderer sein könnte.

Die unreflektierte Auslieferung an das Bildliche der Metapher hingegen fixiert und vereinnahmt. So heißt es bezeichnenderweise in den »Philosophischen Untersuchungen« Wittgensteins (1971 [1953]): »Ein Bild hielt uns gefangen. Und heraus konnten wir nicht, denn es lag in unserer Sprache [...]« (Nr. 115) Die Metapher ist aufgrund ihrer Bildhaftigkeit also in jeder Hinsicht ein machtvoller »Ort« im Diskurs. Nur allzu leicht gerät man in den imaginativen Sog des Bildlichen, das mit seinen »Anschaungen« das Denken strukturiert und damit Denkräume auch absperrt. Das Konkrete, das auf die Differenz verweist, suggeriert also, wenn man es nicht eigen-sinnig deutet, (fiktive) Eindeutigkeit. Oft kommt es langsam und schleichend zu einer Verfestigung der Lesarten der Metapher. Ihre Abweichung wird dann zur Konvention.

Das ist die andere Seite der Dialektik der Metapher, ihrer ambivalenten Virulenz. Die Metapher stellt und verstellt. In ihr liegt eine normierende Macht, aber ebenso ein kreati-

ves Subversionspotential. Die Metapher ist das Leben und der Tod des Diskurses.

INTERPRETATIONEN

Dieses »Todesbewußtsein« ist notwendig, gerade wenn man das »lebendige« Potential der Metapher für die theoretische Erkenntnisbildung entfalten will. Genau in der »Gefahr«, die die Metaphern impliziert, ihrem Schwanken, das immer auch zu einem Straucheln führen kann, »stellt« sie – wo wahr-genommen – das Denken, führt sie es in Richtung zum Sein: In der Metapher kommt eine Spannung zwischen Wirklichkeitstreue und Imagination zum Tragen, die eine »metaphorische Wahrheit« – hermeneutisch – offenbart (vgl. Ricœur 1986 [1975], S. 239). In dieser Hinsicht könnte der spekulative philosophische Diskurs also durchaus von der Poetik lernen, wo die Metapher ihren angestammten »Ort« hat (vgl. ebd., S. 253ff.). Überhaupt gilt, wie Paul de Man so treffend ausführt: »Alle Philosophie ist in dem Maße, wie sie von »uneigentlicher« Sprache abhängt, verurteilt, literarisch zu sein, alle Literatur, als Depositorium genau dieses Problems, in gewissem Umfang philosophisch.« (Paul de Man 1983 [1978], S. 437). Deshalb ist es, so sehr man sich auch bemüht, unmöglich, der Metaphorik zu entgehen, und »die Metaphern, die wir meiden, steuern unser Denken ebensosehr wie jene, die wir akzeptieren« (Richards 1983 [1936], S. 33).

Noch weiter (und doch einen Schritt zurück) gehen Lakoff und Johnson (1998 [1980]). Diese behaupten nämlich, daß »unser alltägliches Konzeptsystem, nach dem wir sowohl denken als auch handeln, [...] im Kern und grundsätzlich metaphorisch [ist]« (S. 11). Unser gesamtes (praktisches) Leben, nicht nur die Sprache, beruht also auf metaphorischen Konzepten.³ In den Metaphern kondensieren dabei (kulturelle und physische) Erfahrungen, so daß ein kohärentes und mit den sozialen Vorstellungen im Einklang stehendes metaphorisches System

entsteht (vgl. ebd., insb. S. 28–34 und S. 139ff.). Aufgrund der nach Lakoff und Johnson somit ausgeprägten »konventionellen« Natur der metaphorischen Systeme ist es allerdings schwierig (wenngleich keinesfalls ausgeschlossen), durch die Prägung von neuen metaphorischen Konzepten das Denken und die Welt zu verändern (vgl. ebd., S. 161ff.).

Wiederum stärker die innovative Funktion von Metaphern stellt Richard Boyd (1979) heraus. Metaphorische Ausdrücke sind gemäß Boyd insbesondere dort nützlich und erforderlich, wo keine äquivalenten theoretisch-abstrakten Begriffe existieren, die den Gegenstand erfassen könnten. In diesem Fall sind die Metaphern sogar konstitutiv für die Formulierung von Theorien. Eine ähnliche Vorstellung entwickelt auch Hans Blumenberg (1983 [1960]), wenn er im Rahmen seiner »Paradigmen zu einer Metaphorologie« von der »absoluten Metapher« spricht. Solche »absoluten Metaphern« stellen Grundbestände der philosophischen Sprache dar, die sich nicht rückführen lassen, nicht in Begriffe aufgelöst werden können. Deshalb sucht die Metaphorologie »an die Substruktur des Denkens heranzukommen, an den Untergrund, die Nährlösung der systematischen Kristallisation, aber sie will auch faßbar machen, mit welchem ›Mut‹ sich der Geist in seinen Bildern selbst voraus ist und wie sich im Mut zur Vermutung seine Geschichte entwirft.« (S. 290)

LATENZ

Man kann die Metapher deshalb – mit Donald Davidson (1998 [1978]) – als eine Art »Traumarbeit der Sprache« begreifen. Das heißt allerdings für Davidson zugleich: »Ihre Deutung sagt – wie bei der Traumarbeit – durch Spiegelung über den Deutenden genauso viel wie über den Urheber« (S. 49), eine »eigenständige« Bedeutung besitzt die Metapher dagegen nicht. Haben wir es in den Metaphern also nicht vielleicht doch nur mit, im wissenschaftlichen Kontext, un-

nützen oder gar schädlichen Traum- und Trugbildern zu tun, die Bedeutungen suggerieren, welche – jenseits der (subjektiven) Deutung – gar nicht vorhanden sind? Und sind die konkreten, von uns verwendeten Metaphern nicht mehr oder minder zufällig, könnte nicht jedes beliebige Bild der Ausgangspunkt unserer Deutungen sein? Vor allem aber: Wiegt uns nicht die bildliche Plastizität der Metapher in eine eher fragwürdige (Deutungs-)Sicherheit, sitzen wir nicht dem trügerischen Heilsversprechen auf, daß wir – ähnlich wie im Rahmen der Psychoanalyse – durch ihren Anstoß und ihre (vernünftige) Deutung eine verschüttete »Wahrheit« ans Licht zerren könnten?

Zweifellos: Die Metapher spricht in hervorragender Weise die Ebene der Latenzen, des Unbewußten an. Wir meinen in und an der Metapher eine versteckte Bedeutung zu erkennen – und bringen so in assoziativen Deutungen möglicherweise ein (in uns) »schlummerndes« Wissen an den Tag. Aber es ist wichtig, sich zu vergegenwärtigen, daß dieses Verständnis der Metapher selbst eine theoretische Anschauung ist, die – in diesem Fall – von psychoanalytischer Metaphorik gespeist ist. Umgekehrt kann man allerdings gleichfalls, wenn man nach dem Verhältnis von Metapher und Psychoanalyse fragt, letztere als eine Art Metaphernanalyse begreifen. Die für die Psychoanalyse so zentrale Kategorie der »Übertragung« ist schließlich geradezu ein Synonym für die dem Begriff der »Metapher« zugrunde liegende ursprüngliche Bedeutung (vgl. auch Carveth 1993 [1984], S. 17ff.). Das potentiell schädliche und »gefährliche« Element dieser Übertragung, die mögliche »Pathologie« des (metaphorischen) Übertragungsprozesses, bedeutet – so gedeutet – nichts anderes, als daß man von einer Metapher gleichsam »besessen« ist, von ihr beherrscht wird (was sich dann als Neurose manifestiert), anstatt ihren Differenzraum, die Abweichung von der Norm des Normalen, für eine

Erweiterung des eigenen Vorstellungsbereichs zu nutzen. Deshalb ist die Psychoanalyse auch »alles andere als ein Versuch zur Eliminierung des metaphorischen Denkens (oder der Übertragung), vielmehr ermöglicht sie, als »Metaphernanalyse«⁴ verstanden, sich der Anwendung von Metaphern bewußt zu werden und zu einem selbstkritischen Verhältnis zu den Metaphern (und Gegensätzen) zu gelangen, von denen wir gelebt werden und die wir leben.« (Ebd., S. 32f.)⁵

Freilich kommt es im deutenden Rahmen der Psychoanalyse häufig auch zu fixierenden Festschreibungen, zu metaphorischen Einengungen, die im Gegenteil zu einer Verdinglichung des Subjekts führen können – etwa wenn vom Modell eines kohärenten, für sich eine Einheit bildenden Selbst ausgegangen wird, das (eben da diese metaphorische Sichtweise eingenommen wird) wiederum von der Gefahr des Fragmentierens bedroht ist. In diesem Zusammenhang erweist sich übrigens die Spiegelmetapher als besonders aufschlußreich und »virulent«, denn sie ist – als Verbildlichung der Reflexivität des Subjekts – zentral für die Hervorbringung und Selbstthematisierung des neuzeitlichen Individuums: Der Spiegel, der das Ich darstellend hervorbringt, steht einerseits in der Tradition der Metaphorik eines identitären Subjekts, für das von (gegenseitiger) Entsprechung geprägte Spiegel(ungs)verhältnis von Ich und Welt; andererseits verweist der Spiegel ebenso auf die »Brüchigkeit« dieses Arrangements (vgl. Konersmann 1991, speziell S. 32–38).

Insbesondere Lacan hat dieses »Spiegel-Bild« beschreibend herangezogen, um das Verhältnis des Subjekts zu seinem (sozialen) Kontext theoretisch darzustellen. Er nutzt die Spiegelmetapher dabei jedoch genau für eine Dekonstruktion jenes oben angesprochenen Modells eines kohärenten Selbst. Das Spiegelstadium, bei dem das Kleinkind lernt/erlernen muß, sich im ge-

spiegelten Bild als (zunächst physiologische und dann psychologische) Einheit zu erfahren, wird folglich als basale Stufe in der Ich-Werdung angesehen. Lacan (1986a [1949]) bemerkt: »Man kann das Spiegelstadium als eine Identifikation verstehen im vollen Sinn, den die Psychoanalyse diesem Terminus gibt: als eine beim Subjekt durch die Aufnahme eines Bildes ausgelöste Verwandlung« (S. 64). Die »Spiegelung« ist die primäre symbolische Matrix, auf der alle folgenden Prozesse der Subjektivierung aufsetzen, sie legt den Grundstein für jenen »wahnhaften Identitätspanzer«, der dem Ich eine Einheit suggeriert, die erst seine Umwelt dem Subjekt abverlangt (vgl. ebd., S. 66f.).

Im späteren Verlauf wird dann jedoch die Sprache zu einem immer zentraleren Medium der (durchaus gewaltvollen) Formation des Subjekts – diesem werden nämlich insbesondere durch metaphorische Zuschreibungen bestimmte Eigenschaften »angedichtet«, die es schließlich verinnerlicht (vgl. ders. 1986 d [1961]).⁶ Für Lacan ist natürlich gemäß dieser Sicht die Sprache (und das – metaphorische – Sprechen des Patienten) das bedeutendste Feld der Psychoanalyse, das seit Freud jedoch leider weitgehend brachliegt (vgl. ders. 1986 b [1953], S. 80ff.).

Und um das Subjekt, das in seinen sprachlichen (Über-Ich-)Strukturen verfangen und gefangen ist, zu befreien (was schließlich das Ziel aller psychoanalytischen Bemühung darstellt), muß folglich sein Sprechen befreit werden, d. h. es muß sich der Sprache seines Begehrens öffnen, die in den Symptomen seiner »Pathologien« zutage tritt: »Um das Sprechen des Subjekts zu befreien, führen wir es in die Sprache seines Begehrens ein, das heißt in die erste Sprache (langage premier), in der es schon jenseits dessen, was es uns von sich sagt, vor allem mit der Symbolik seiner Symptome ohne sein Wissen zu uns spricht.« (Ebd., S. 136f.) Das Symptom ist also

gewissermaßen eine Metapher für die unbewußten, verdrängten Momente des Begehrens (vgl. auch ders. 1986c [1957], S. 55). Die Metapher besitzt folglich, neben ihrer festschreibenden Gewalt durch die übertragende Zuschreibung von Eigenschaften, offensichtlich ein latent (oder besser: in der Offenbarung der Latenz) befreiendes Potential – indem sie zu einer deutenden Auseinandersetzung mit ihrer befremdlichen »Symptomatik«, ihrer von der Kontextlogik abweichenden Semantik zwingt.

Es lohnt also vielleicht, dieses Potential, die Dialektik der Psychologie der Metapher, (mit Lacan) etwas genauer zu betrachten, um verdichtend zu klären, welche Bedeutung die Metapher allgemein für das wissenschaftliche Erkenntnisstreben haben könnte. Lacans Metaphernbegriff ist im Grunde einfach. Er definiert la(n)konisch: »Ein Wort für ein anderes ist die Formel für die Metapher.« (Ebd., S. 32) Doch wie kann aus dieser scheinbar simplen Substitution, der Ersetzung eines Begriffs durch einen anderen, ein Me(e)hr an Bedeutung(en) entstehen? Derart simpel können die Dinge also wohl doch nicht gestaltet sein. Und so verweist Lacan darauf, daß es sich bei der Metaphernbildung eben nicht um eine bloße Substitution handelt und daß die metaphorische Sinn(er)setzung deshalb auch nicht die einfache Verdoppelung des Sinns bewirkt, sondern daß durch das »Tauschspiel« der Metapher eine Differenz eröffnet wird, ein (interpretativer) Zwischenraum entsteht, der sich gerade aus der sinnverschiebenden Verknüpfung des ersetzten und des ersetzenden Bedeutungsträgers ergibt: »Der schöpferische Funke der Metapher entspringt nicht der Vergegenwärtigung zweier Bilder, das heißt zweier gleichermaßen aktualisierter Signifikanten. Er entspringt zwischen zwei Signifikanten, deren einer sich dem anderen substituiert hat, indem er dessen Stelle in der signifikanten Kette einnahm, wobei der verdeckte

Signifikant gegenwärtig bleibt durch seine (metonymische) Verknüpfung mit dem Rest der Kette.« (Ebd., S. 32)

Auch für Lacan ist dabei jedoch klar, daß es die subjektiven Sinn-Konstruktionen, daß es der metaphorisch angesprochene »Esprit« des Rezipienten sind, die das eigentlich kreative Moment der Metapher ausmachen: »[...] die Metapher hat ihren Platz genau da, wo Sinn im Unsinn entsteht, das heißt an jenem Übergang, der in umgekehrter Richtung genommen, wie Freud entdeckt hat, jenem Wort Raum gibt, das im französischen »das Wort« par excellence ist, das Wort für das kein anderer als der Signifikant des esprit die Patenschaft übernimmt [...]« (Ebd., S. 33)

VERDICHUNG

Wie aber vermag die Metapher den Geist zu inspirieren? Ist es wirklich nur der interpretative Zwischenraum, der durch die metaphorische Verschiebung eröffnet wird, der eine neue Sinnebene entstehen läßt? Wohl kaum. Die Metapher psychologisch gedeutet, als »Traumarbeit der Sprache« verstanden, bedeutet nicht nur eine (Sinn-)Verschiebung und Übertragung (eine fast schon banale Feststellung, da »Übertragung«, wie oben angemerkt, den Begriff der Metapher ausmacht), sondern wie im Traum findet auch in der Metapher eine Verdichtung statt. »Verdichtung«, so Lacan, »meint die Überbelastungsstruktur der Signifikanten, in der die Metapher ihr Feld einnimmt« (ebd., S. 36), bedeutet also, daß die Metapher in der Verschiebung zugleich eine Kondensation und Anreicherung bewirkt.

Lacan recurriert hier offensichtlich auf Freud: Dieser unterscheidet im Rahmen seiner »Traumdeutung« (1950 [1900]) zwischen dem manifesten, in den Traumbildern gegebenen Trauminhalt und dem erst durch assoziative Deutungen zu erschließenden latenten Trauminhalt – den hinter den

Traumbildern stehenden (unbewußten) Traumgedanken. Dazu Freud: »Was in den Traumgedanken offenbar der wesentliche Inhalt ist, braucht im Traum gar nicht vertreten zu sein. Der Traum ist gleichsam anders zentriert [...]« (S. 210). Es findet eine Übertragung und Verschiebung statt (vgl. ebd., S. 212), und »das erste, was dem Untersucher bei der Vergleichen von Trauminhalt und Traumgedanken klar wird, ist, daß hier eine großartige Verdichtungsarbeit stattfindet [...]. In der Regel unterschätzt man das Maß der stattgefundenen Kompression, indem man die ans Licht gebrachten Traumgedanken für das vollständige Material hält, während weitere Deutungsarbeit neue, hinter dem Traum versteckte Gedanken enthüllen kann.« (Ebd., S. 192)

Lacan (1986d [1961]) stellt heraus, daß Freud, indem er solchermassen den Strukturen des Unbewußten auf der Spur ist, – selbst unbewußt – die ganze Struktur der Sprache offenlegt, die Herrschaft des »signifikanten« Über-Ichs, der vorgegebenen und fixierenden Bezeichnungen, über das verdeckte Signifikat beschreibt – also daß wir etwas sagen, um (zwangsläufig) etwas anderes zu meinen (vgl. S. 19ff.).⁷ Nur: Bei Freud erscheint es so, als könne man, trotz der erfolgten Verschiebung bzw. Übertragung, den verschlüsselten Sinn deutend tatsächlich (objektiv) erschließen, als sei die Differenz, die mit der Verschiebung aufgemacht wurde, zu überbrücken und zu schließen; d. h., es besteht bei Freud die Auffassung, daß die »Wahrheit« der Latenzen (vernünftig) erkannt und hervorgekehrt werden kann, wenn man nur die richtige Deutungsmethode (die Psychoanalyse) anwendet.

Ist Freud somit implizit noch am Modell naturwissenschaftlicher Erkenntnis orientiert (indem an die identifizierende Macht der vernunftgeleiteten Interpretation geglaubt wird), so erhält bei der Fortschrei-

bung der Psychoanalyse durch Jung diese schließlich eine geradezu »metaphysische« Wendung. Denn die Tiefenschichten des Unbewußten sind für Jung »kollektiv«, d. h. nicht individueller, sondern allgemeiner Natur, und seine bildlichen Äußerungen, in Träumen und Visionen, aber auch in den Märchen und Mythen, stellen »Archetypen« dar (vgl. 1960a [1934], S. 11ff.). Der Begriff des Archetypus ist also, wie Jung selbst bemerkt, nichts anderes als eine erklärende Umschreibung für den platonischen »eidos«-Begriff: jenen allgemeinen »Urbildern«, die den gesamten Erscheinungen zugrunde liegen – und die uns untergründig beherrschen, ja sogar in Pathologien ausarten können, gerade wenn wir es nicht schaffen, die archetypischen Bilder des kollektiven Unbewußten ins Bewußtsein zu integrieren (vgl. ebd., S. 51f.). Allerdings (und zumindest in dieser Erkenntnis überschreitet Jung den »naiven« Glauben Freuds an die Erreichbarkeit von Deutungssicherheit durch das Medium der rationalen Reflexion): »Die Grundprinzipien [...] des Unbewußten sind wegen ihres Beziehungsreichtums unbeschreibbar trotz ihrer Erkennbarkeit. Das intellektuelle Urteil sucht natürlich immer ihre Eindeutigkeit festzustellen und gerät damit am Wesentlichen vorbei, denn was vor allem als das einzige ihrer Natur Entsprechende festzustellen ist, das ist ihre Vieldeutigkeit, ihre fast unabsehbare Beziehungsfülle, welche jede eindeutige Formulierung verunmöglicht.« (Ebd., S. 49)

Jungs Lösungsvorschlag dieses Dilemmas aller rein rationalistischen Deutungsversuche der aus dem kollektiven Unbewußten gespeisten Bilder ist ein »Erleben im Bild und des Bildes« (ebd., S. 50), ein Fortschreiten von der Sackgasse der Pathologie (als Zustand des puren Ausgeliefertseins an die archetypischen Muster) zu einem Zustand der »Balance« bzw. Synthese der Ebenen von Reflexion und Imagination. Dieser Zustand wird im

Rahmen der Psychoanalyse erreicht, indem das Subjekt (ähnlich wie bei einem archaischen Wiederherstellungsritus), angeleitet durch den Analytiker, in einen Dialog mit sich selbst tritt, die Stimmen des Bewußten wie des Unbewußten wahrnimmt und so (wieder) in Einklang mit der in den Archetypen »anklingenden« übergeordneten Ebene des Allgemeinen gelangt (vgl. ebd. S. 50f.).

Auch wenn Jung also im klaren Bewußtsein für die Vieldeutigkeit des Traum-Bildlichen, das sich dem rein rationalen Zugang entzieht, Freud gewissermaßen überschreitet, so hat er mit solchen Vorstellungen doch die Grenze von der Psychoanalyse zur Esoterik meines Erachtens überschritten. Und auch Freud ist sich schließlich (siehe oben) bewußt: Die (psychoanalytische) Interpretation, so gewissenhaft und genau sie auch verfahren mag, ist niemals erschöpfend. Keine Deutung kann je abschließend sein. Denn durch die Verdichtung, die im Traum bzw. in der metaphorischen Übertragung stattfindet, bietet sich immer Raum für weitergehende Gedanken und Deutungen. Die Verdichtung ist folglich sogar wahrscheinlich das wesentlichere Merkmal, wenn man danach fragt, was die Metapher uns (»theoretisch«) zu sagen hätte.

Die Verschiebung, die in der Metapher stattfindet, eröffnet zwar den Raum der Interpretation, indem sie ein »Wörtlich-Nehmen« unmöglich macht, verweist auf die Differenz von Signifikant und Signifikat. Doch erst die Verdichtung bewirkt, daß dieser Differenz-Raum deutend beschränkt wird. Denn die Verdichtung gibt Gewicht, verleiht der Metapher ihre eigentliche und eigentümliche Macht, sorgt dafür, daß man sich ihrer Bildlichkeit nicht ohne weiteres entziehen kann, sich angesprochen fühlt, Anklänge an eigene (eventuell verschüttete) Gedanken wahrnimmt. Sie erzeugt eine subtile, latente, aber dadurch nur um so

größere Wirksamkeit der metaphorischen Bildlichkeit. Und darüber hinaus bewirkt sie, wie mit Freud festgestellt werden kann, daß das Bemühen um ein Verstehen nie still stehen kann, daß sich immer wieder neue Ansatzpunkte für neue deutende Bewegungen bieten. Die Verschiebung ist also nur das »Zeichen« für den Spalt der Differenz, der sich in der Metapher auftut und zur Deutung aufruft. Es ist die Verdichtung, die dafür sorgt, daß dieser Raum der Differenz niemals abgeschlossen bleibt/wird. Denn die Bewegung des Denkens benötigt »Dichte«, eine sinnliche Masse, von der abstoßend es sich (schwankend) zu neuen Ufern fortbewegt (vgl. auch Nancy 1995 [1991], insb. S. 23f.).

Aber worin besteht das verdichtende Element der Metapher? Im Traum, wenn man der Psychoanalyse Glauben schenkt, ist es das Unbewußte, das sich in Traumbildern verschlüsselt und komprimiert äußert – und sich nur so äußern kann, da seine Regungen der Strenge des Über-Ichs ansonsten zum Opfer fallen würden.⁸ Es bleibt dem Träumenden also keine Wahl: Er muß seine unbewußten Gedanken auf eine symbolische Ebene verschieben und in Bildern verdichten (und tut dies unbewußt, eben träumend), wenn er das Über-Ich, jenen Hort des (sozialen) Außen im Selbst, überlisten will, um seiner Latenz, den Stimmen des Unbewußten, Ausdruck verleihen zu können. Bei der theoretischen Metapher jedoch ist die verschiebende Verdichtung nicht gleichermaßen »zwingend« wie bei den Bildern des Traumes. Denn Theorien lassen sich auch begrifflich formulieren (oder zumindest wird dies versucht), und es liegt nicht notwendigerweise ein latenter, d. h. versteckter und erst hervorzukehrender Gehalt hinter den vorgestellten Theorie-Bildern, der mit (triebhafter) Macht zur Äußerung drängt (oder gar entschlüsselt werden könnte) – auch wenn theoretische Metaphern natürlich ebenso immer etwas besagen sollen. Man sollte sich vielmehr

eingestehen und bewußt machen, daß es im Kontext der Theorie – heute – weniger darum geht und gehen kann, sich einer latenten »Wahrheit« hermeneutisch anzunähern, als vielmehr immer wieder zu neuen, vielleicht einen selbst überraschenden Erkenntnissen/Sichtweisen deutend vorzustoßen. Es gilt also nicht, zu der einen »wahren« Bedeutung vorzudringen, sondern das Universum der Bedeutungen zu entdecken. Das ist aber nur möglich, wenn der Glaube an die Möglichkeit der Erlangung von (rationaler) Deutungssicherheit erschüttert wird und an seine Stelle die Anerkennung von Deutungsvielfalt tritt. Deshalb geht es bei der theoretischen Metapher vor allem darum, was ein anderer möglicherweise – an ihr – versteht, um damit einen Impuls für innovative, den Raum der bestehenden Vorstellungen eventuell überschreitende Interpretationsprozesse zu setzen sowie um derart, in Auseinandersetzung mit »fremden« Deutungen, wiederum Impulse für die eigenen (Welt-)Deutungsbemühungen zu erhalten. Und es gilt natürlich ebenso, schon bevor die Metapher in den (Außen)-Raum der Interpretation entlassen wird, an den eigenen Metaphern entlang – in ihrer Verfeinerung und Erweiterung, aber auch in ihrer (Selbst-)Hinterfragung und Negation – zu neuen Deutungen und Vorstellungen weiterzuschreiten.

Der Ansatzpunkt zu solchen, an Metaphorik aufsetzenden Erkenntnisprozessen ist die (bildliche) Konkretion, die in der Metapher erfolgt. Sie stellt das primäre verdichtende Element der Metapher dar, verleiht ihr Gewicht und Gehalt. In der Konkretion wird das semantische Feld zwar scheinbar eingeschränkt, aber genau, indem es das Denken auf eine klar umrissene und vor allem bildlich-sinnliche Vorstellung zurückführt, verleiht sie ihm einen »vitalen« Impuls für assoziative Deutungen – und erreicht so wiederum eine Aufsprennung des Raums möglicher Bedeutungen.

Der sinnliche Gehalt des Konkreten macht es nämlich möglich, anhand des vorgestellten Gegenstands (detaillierend und ergänzend) weiter zu denken, aber sich auch gegen diese (fixierende) Vorstellung gegebenenfalls ablehnend zu stemmen; er ermöglicht Fortführungen ebenso wie radikale Kritik (als »bestimmte Negation«).⁹ Die verdichtende »Kon-Kreation« der Metapher bedeutet für die Theorie ganz allgemein also vielleicht etwas Ähnliches, wie die »dichte Beschreibung« nach Clifford Geertz (1973a) für die deutende Praxis der Kulturwissenschaften.

ÜBERSCHREITUNGEN?

Wie im Fall der dichten Beschreibung muß die Dichte der theoretischen Metapher jedoch – durch ein kondensierendes Denken, durch die vergleichende Erprobung und Verwerfung von Anschauungen – erarbeitet werden, sie ist nicht gegeben. Je »greifbarer« und »assoziativer« die verwendeten Bilder sind, desto höher sind Dichte und Anregungsgrad der Metapher. Dieser sind allerdings wiederum nicht objektiv bestimmbar, sondern notwendig subjektiv: Nicht jede Metapher ist für jeden Deutenden gleichermaßen dicht, sondern das »Gewicht« einer Metapher ist abhängig vom individuellen Lebens- und Deutungshintergrund, vom (sozialen) Kontext und Wissen, aber auch von der emotionalen »Gestimmtheit« des deutenden Subjekts. Doch wenn uns eine Metapher »anspricht«, zur Deutung und zum Weiterdenken aufruft, dann erfahren wir, daß in ihr eine Verdichtung stattgefunden hat, daß ein in uns schlummerndes Deutungspotential – sei es bewußt oder unbewußt – von ihr bzw. ihrer Bildlichkeit angeregt und entfaltet wurde.

Dieses »stellende«, reflexiv-hermeneutische Potential der Metaphorik, die Herausforderung durch das bildliche Substrat, das die abstrakten Gedanken mit dem Gewicht des Konkreten versieht, kann allerdings auch eine Last darstellen. Das »sinnliche«

Element der Metapher lädt nicht nur zur Deutung ein, sondern es führt auch zu einer bedeutsamen »Aufladung«: Vielleicht wollen wir vom dem, was die Metapher uns sagen könnte, wenn wir uns auf sie (selbst-) deutend einließen, gar nichts wissen, vielleicht wollen wir von dem, was die Metapher in uns anspricht, gar nichts hören. Die Verdichtung der Metapher, die das Feld der Interpretation unabschließbar macht, löst also möglicherweise auch Abwehrreflexe und Fluchtreaktionen aus, denn manche Deutungen könnten die mühsam verfestigten Selbstbilder (die »Identität« erzeugen) und die mühsam hergestellten eigenen Gewißeheiten bedrohen; sie wirken destabilisierend und müssen darum »deflektiert« werden (d.h. wenn das deutende Subjekt nicht fähig und willens ist, die eigene »Schwäche« und ggf. auch die Schwäche bzw. Uneindeutigkeit der eigenen Deutungen hinzunehmen). Das erzeugt in vielen Fällen die Tendenz, eine oberflächliche Lesart der Metapher zu pflegen, sich an konventionellen Deutungen zu orientieren, die keine Überraschungen offenbaren und deshalb auch nicht produktiv verunsichern können. So wird die Bedeutungsvielfalt der Metapher in Eindeutigkeit aufgelöst. Oder aber man verweigert sich dem Deutungsprozeß ganz, entzieht sich dem »Stellungsspiel« der Metapher, indem man ihr »reflexives« Potential verdrängt und negiert.

Aber selbst in diesem Fall besitzt die Metapher eine subtile, vielleicht sogar um so größere Macht. Ihre Bilder setzen sich fest, sie lassen sich – d. h., wenn es für uns trefende, gewichtige, »dichte« Bilder sind – nicht einfach ausblenden und abschütteln, sondern sie wirken im Untergrund des Denkens latent strukturierend: Die Metapher ist ein machtvoller »Ort« im Diskurs. Deshalb müssen wir, wenn wir uns den (untergründigen) Metaphern nicht ausliefern wollen, diese wahrnehmen und deutend hinterfragen, anstatt sie und ihre Macht zu negieren. Eine solche hermeneutische Reflexion hat

ihrer Intention nach nichts mit jenem aufklärerischen Bestreben zu tun, alles Untergründige ans Licht zu zerren und alles Uneindeutige in Eindeutigkeit aufzulösen. Hermeneutische Reflexion – als reflexive Hermeneutik – bedeutet vielmehr eine Herangehensweise, die die (eigenen) Latenzen ernst nimmt, sie deutend heranzieht und dabei in ihrer Ambivalenz und Uneindeutigkeit bestehen lassen kann. Denn wie im Kontext der Psychoanalyse gilt auch im Rahmen der (reflexiven) Metaphernanalyse: Es ist immer der eigene Lebenshintergrund, vor dem wir (die Metaphern) interpretieren, und so sagt die Metapher bzw. ihre Deutung immer primär etwas über uns selbst. Die Metapher kann in ihrer »sinnlichen« Übertragung nur Erkenntnisse verdichten, die als Möglichkeit in uns liegen (und die somit als »kontingente«, nicht absolute »Wahrheiten« immer vielfältig sind).

Die Metapher ist also, so verstanden, im Kontext der Theorie in erster Linie ein heuristisches »Medium«, ein (an uns gerichteter) Mittler und Vermittler, kein abbildender Überträger von Erkenntnis, denn ihre bildliche Übertragung bewirkt die Initiation eines auf den Deutenden gerichteten Deutungsprozesses und kann niemals Bedeutung selbst transferieren (vgl. auch nochmals Davidson 1998 [1978]). Über die bildliche Ansprache der Metapher und das stellende Potential ihrer Abweichung von der Kontextlogik gelangt man aber möglicherweise an die Ebene der eigenen Latenzen und kann eventuell aus ihrer Quelle (subjektive) Bedeutungen schöpfen/hervorkehren. Die Metapher (und ihre Ausdeutung) ist darum ein durchaus vielversprechendes »Instrument« für die Theorie-Bildung – weil letztlich alle Theorien, zumindest jene, die »konstruktiv« zum Verstehen beitragen, auf der bedeutungsgenerierenden Ansprache ihrer Bildlichkeit beruhen, die – durch ihre Sinnlichkeit – neue Sinnenebenen erschließt, kreative Denk-Räume eröffnet. Die Sinn-Bilder

der Metaphern zeigen Wege auf, Spalten der (Selbst-)Differenz, die uns »sinnlich« unseren latenten Imaginationsmöglichkeiten, aber auch den bildlichen Gegenständen näherbringen. Sie führen von dort aus, entlang der assoziierten Details und dem Netzwerk der so verknüpften Bedeutungen folgend, immer wieder zu hermeneutischen Überschreitungen, die theoretisch überaus produktiv sein können. So »entbirgt« der nach innen gerichtete metaphorische Deutungsprozeß schließlich weitere Sinn-Felder, und so kann die initiale Metapher, als sinnlicher Ausgangspunkt der hermeneutischen Bewegung, neue Denkräume, neue Möglichkeiten für die Anschauungen der Theorie erschließen (vgl. auch Jain 2001a/2001b).

Doch welche Erkenntnis wäre überhaupt jenseits unserer »Innerlichkeit« möglich? Denn jede Erkenntnis ist letztlich an ein erkennendes Subjekt gebunden. Der Ort des Erkennens ist das Subjekt, und Erkenntnis kann folglich auch nicht von Subjekt abgespalten werden. Diese »Innerlichkeit« der Erkenntnis gehört zur Struktur des Erkennens. Aber das Subjekt ist zugleich auch niemals vereinzelt. Der Raum des Erkennens (und des Verstehens) kann darum auch kein einzelner Raum sein.¹⁰ Das erkennende Subjekt ist immer in eine soziale und dingliche Umwelt eingebettet, und die subjektive Erkenntnis vermittelt sich nur in der Interaktion/Auseinandersetzung mit dieser Umwelt. So ist die Struktur der Erkenntnis zwar innerlich, aber niemals völlig losgelöst vom Außen – und findet ihren eigentlichen Sinn immer nur im Hin-Blick auf die anderen. Denn was wäre das Erkennen, wenn es – obwohl innerlich und obwohl niemals »objektiv« – nicht auch ein deutendes Erkennen der Welt, ein Bemühen um ein Verstehen der anderen wäre?

Weil der Raum des Erkennens und des Verstehens also kein einzelner Raum ist und sein kann, strebt das Verstandene nach Mitteilung, will sich übertragen. Das Mittei-

len kann dabei, wie gesagt, jedoch niemals in der identitären Abbildung des Verstandenen geschehen, denn das wäre unmöglich, sondern Erkenntnis und Verständnis läßt sich viel eher durch »differentielle« Anstöße vermitteln. Auch das leistet die (theoretische) Metapher weit besser als eine rein begriffliche Fassung. Die Metapher verdeckt schließlich Differenz nicht (wie es der Begriff versucht),¹¹ sondern hält sie in der metaphorischen Einkleidung klar erkennbar offen und bewirkt damit, daß dem Erkennen jener individuelle Differenzraum gegeben wird, in dem alleine es sich entfalten kann. Und ihre Bildlichkeit macht die differente Erkenntnis zudem sinnlich erfahrbar, bietet Ansatzpunkte für ein »konstruktives« Nachvollziehen. Jede theoretische Bemühung, als Versuch der sinnhaften Deutung von Welt und der vermittelnden Übertragung von Erkenntnis, sollte sich also das heuristische und »mitteilende« Potential der Metapher zunutze machen, anstatt die Metapher als Medium der Theorie zu diffamieren. Der verschiebende und verdichtende Sinn-Träger der Metapher ist, so betrachtet, sogar ein vielversprechenderer (theoretischer) Überträger als der – immer nur so scheinende – abstrakte Begriff.

Anmerkungen

1 Selbst Foucault, der die Bedeutung der Imagination herausstreicht, bemerkt: »Unrein und unsicher ist also das Bild. Unrein, weil es immer der Ordnung des »als ob« angehört. Zwar schreibt es sich in die Bewegung des Imaginierens ein, welche die Richtung der Existenz darstellt. Aber es wird jene Richtungen mit den Dimensionen des wahrgenommenen Raumes und jene Bewegung mit der Beweglichkeit des wahrgenommenen Gegenstandes identifizieren wollen [...] Eben damit ist das Bild [auch] unsicher, prekär. Es erschöpft sich in seiner Widersprüchlichkeit: Es besetzt den Platz der Imagination und jener Bewegung, die mich zum Ursprung der konstituierten Welt zurückträgt; und gleichzeitig verweist es mich auf dem Weg der Wahrnehmung auf diese Welt als meine Erfüllung [...] Das Bild ist

eine List des Bewußtseins, das nicht mehr imaginieren = bilden mag.« (19 92 [1954] S. 86f.)

2 Die Deutungsaufforderung, die die Metapher darstellt, kann also als »erzwungene Stellungnahme« (forced positioning) im Sinn der »Positioning Theory« aufgefaßt werden (vgl. Harré/Langenhove 1999, S. 27f.).

3 Lakoff und Johnson (1998 [1980]) unterscheiden dabei im wesentlichen drei Arten von Metaphern: 1. Orientierungsmetaphern, die auf räumlichen Konzepten beruhen (vgl. S. 22ff.); 2. Ontologische Metaphern, die auf (körperlichen) Erfahrungen beruhen (vgl. ebd.; S. 35ff.); 3. Strukturmetaphern, die auf kollektiven Erfahrungen beruhen und diese strukturieren (vgl. ebd.; S. 75ff.).

4 Die Bedeutung von Metaphern wird sogar in der empirischen psychologischen Forschung immer stärker gewürdigt. Als Beispiel können die metaphernanalytischen Arbeiten von Rudolf Schmitt (1995) dienen, der in seinen qualitativen Untersuchungen einen Dreischritt (»methodologische Triangulation«) unternimmt: 1. Herausfiltern und Interpretation der von den Interviewten verwendeten Metaphern; 2. Folgeinterview über die herausgearbeiteten Metaphern und ihre Deutung; 3. Reinterpretation auf dieser Basis.

5 In sehr ähnlicher Weise begreift auch Roy Schafer (1995 [1992]) die Psychoanalyse als selbstreflexiven Dialog, als Dekonstruktionsprozeß der Selbsterzählungen zur Ermöglichung angemessenerer, erfüllenderer individueller Konstruktionen/Erzählungen (vgl. insb. S. 227ff.). Und John Soyland (1994) betrachtet gar auch eher »hart« an empirischen Fakten ausgerichtete psychologische (Teil-)Disziplinen, wie z.B. die Neuropsychologie, als »metaphorisch«: denn ohne Metaphern kann Bedeutung nicht hergestellt werden (vgl. insb. Kap. 3 u. 9).

6 Einen weiteren zentralen Mechanismus – neben der metaphorischen Zuschreibung von Eigenschaften –, über den diese sprachliche Formierung des Subjekts erfolgt, ist der sprachliche Dialog, der zur »Objektivierung« zwingt: »Was ich im Sprechen suche, ist die Antwort des anderen. Was mich als Subjekt konstituiert, ist meine Frage [...] Ich identifiziere mich in der Sprache, aber nur indem ich mich dabei in ihr wie ein

Objekt verliere.« (Lacan 1986b [1953], S. 143)

7 Und wie ich hinzufügen möchte: Die Struktur der Sprache ist zugleich die Struktur des Wissens – zumindest jenes Wissens, das sich (wenn auch vielleicht nicht ohne Übersetzungsverluste) mitteilen läßt.

8 Auf eine prägnante Formel gebracht könnte man also formulieren: Erst in der Verschiebung wird der Ausdruck möglich. Oder wie Foucault (1992 [1954]) in seiner bereits oben zitierten Einleitung zu der französischen Übersetzung von Ludwig Binswangers Schrift »Traum und Existenz« bemerkt: »Die bildhaften Formen des Traums bergen die Bedeutungen des Unbewußten [...] Aber diese Anwesenheit des Sinnes im Traum ist keine vollständige Evidenz des Sinnes: Das Träumen verrät den Sinn ebenso, wie es ihn erfüllt, es vergegenwärtigt ihn, indem es ihn verflüchtigt.« (S. 14)

9 Auch Mac Cormac (1995) stellt heraus, daß es dieses »sinnliche«, zwischen der biologischen Existenz und den sprachlichen Vorstellungswelten vermittelnde Moment ist, das die Metapher zum »idealen« heuristischen Medium in einem »evolutionär« fortschreitenden Erkenntnisprozeß macht (vgl. S. 149ff.).

10 Der Begriff der Erkenntnis bezieht sich, so wie ich ihn hier gebrauche, eher auf die dingliche Umwelt, während der Begriff des Verstehens auf »die anderen«, die soziale Umwelt zielt.

11 Um es allerdings nochmals zu betonen: Es gibt keine »reinen«, abstrakten Begriffe, sondern jeder Begriff hat – auch wenn er möglicherweise im Verborgenen liegt – einen metaphorischen Hintergrund.

Literatur

BINSWANGER, LUDWIG (1992 [1954]): Traum und Existenz [Le rêve et l'existence]. Bern/Berlin: Verlag Gachnang & Springer [Originalausgabe: Brügge: Desclée]

BLUMENBERG, HANS (1983 [1960]): Paradigmen zu einer Metaphorologie. In: Haverkamp 1983, S. 285–315 [Originalausgabe: Bonn: Bouvier]

BOYD, RICHARD (1979): Metaphor and Theory Change – What is »Metaphor« a Metaphor for? In: Ortony 1979, S. 356–408

- BUCHHOLZ, MICHAEL B.** (Hg.) (1993): Metaphernanalyse. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- CARVETH, DONALD L.** (1993 [1984]): Die Metaphern des Analytikers – Eine dekonstruktivistische Perspektive (The Analyst's Metaphors). In: Buchholz 1993, S. 15–71 (Erstveröffentlichung in: *Psychoanalysis and Contemporary Thought*. Vol. 7, S. 491–560)
- DAVIDSON, DONALD** (1998 [1978]): Was Metaphern bedeuten (What Metaphors Mean). In: Haverkamp 1998, S. 49–75 (Erstveröffentlichung in: *Critical Inquiry*. Vol. 5, S. 31–48)
- FOUCAULT, MICHEL** (1992 [1954]): Einleitung (Introduction). In: Binswanger 1992, S. 7–93
- FREUD, SIGMUND** (1950 [1900]): Die Traumdeutung. Wien: Franz Deuticke Verlag (Originalausgabe: Leipzig/Wien)
- GAMM, GERHARD** (1992): Die Macht der Metapher – Im Labyrinth der modernen Welt. Stuttgart: J. B. Metzler Verlag
- GEERTZ, CLIFFORD** (1973a): Thick Description – Toward an Interpretative Theory of Culture. In: Ders. 1973b, S. 3–30
- GEERTZ, CLIFFORD** (1973b): The Interpretation of Cultures – Selected Essays. New York: Basic Books
- HARRÉ, ROM; LANGENHOVE, LUK VAN** (Hg.) (1999): Positioning Theory – Moral Contexts of Intentional Action. Oxford/Malden: Blackwell
- HAVERKAMP, ANSELM** (Hg.) (1983): Theorie der Metapher. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- HAVERKAMP, ANSELM** (Hg.) (1998): Die paradoxe Metapher. Frankfurt: Suhrkamp
- KONERSMANN, RALF** (1991). Lebendige Spiegel – Die Metapher des Subjekts. Frankfurt: Fischer
- JAIN, ANIL K.** (2001a): Theoretische Ver-Dichtungen – Zur »imaginativen« Methode einer reflexiven Hermeneutik und metaphorischen Heuristik. In: Angermüller/Bunzmann/Nonhoff 2001, S. 49–61
- JAIN, ANIL K.** (2001b): Medien der Anschauung – Theorie und Praxis der Metapher. München: edition fatal
- JUNG, CARL G.** (1960a [1934]): Über die Archetypen des kollektiven Unbewußten. In: Ders. 1960b, S. 11–53 [Erstveröffentlichung in: *Eranos-Jahrbuch*, S. 179ff.]
- JUNG, CARL G.** (1960b): Bewußtes und Unbewußtes. Frankfurt: Fischer
- LACAN, JACQUES** (1986a [1949]). Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion. In: Ders. 1986e, Band I, S. 61–70
- LACAN, JACQUES** (1986b [1953]). Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse. In: Ders. 1986e, Band I, S. 71–169
- LACAN, JACQUES** (1986c [1961]). Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten oder die Vernunft seit Freud. In: Ders. 1986e, Band II, S. 15–55
- LACAN, JACQUES** (1986d [1961]). Die Metapher des Subjekts. In: Ders. 1986e, Band II, S. 56–59
- LACAN, JACQUES** (1986e [1966]). Schriften (Écrits). 3 Bände, Weinheim/Berlin: Quadriga [Originalausgabe: Paris: Éditions du Seuil]
- LAKOFF, GEORGE/JOHNSON, MARK** (1998 [1980]): Leben in Metaphern – Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern [Metaphors We Live By]. Heidelberg: Carl Auer Verlag [Originalausgabe: Chicago/London: The University of Chicago Press]
- MAC CORMAC, EARL R.** (1985): A Cognitive Theory of Metaphor. Cambridge/London: MIT Press
- MAN, PAUL DE** (1983 [1978]): Epistemologie der Metapher [Epistemology of Metaphor]. In: Haverkamp 1983, S. 414–437 [Erstveröffentlichung in: *Critical Inquiry*. Vol. 5, S. 12–30]
- NANCY, JEAN-LUC** (1995 [1991]): Das Gewicht des Denkens [Le poids d'une pensée]. Düsseldorf/Bonn: Parerga [Originalausgabe: Québec: Les Éditions Le Griffon]
- ORTONY, ANDREW** (Hg.) (1979): Metaphor and Thought. Cambridge u.a.: Cambridge University Press
- RICHARDS, IVOR A.** (1983 [1936]): Die Metapher [Metaphor]. In: Haverkamp 1983, S. 31–57 [Erstveröffentlichung in: *The Philosophy of the Rhetorics*. New York: Oxford University Press, Kap. V und VI]
- RICŒUR, PAUL** (1986 [1975]): Die lebendige Metapher [La métaphore vive]. München: Wilhelm Fink Verlag [Originalausgabe: Paris: Éditions du Seuil]
- RICŒUR, PAUL** (1983 [1972]): Die Metapher und das Hauptproblem der Hermeneutik [La métaphore et la problème centrale de l'hermeneutique]. In: Haverkamp 1983, S. 356–375 [Erstveröffentlichung in: *Revue philosophique de Louvain*, Vol. 70, S. 93–112]
- SCHAFER, ROY** (1995 [1992]): Erzähltes Leben – Narration und Dialog in der Psychoanalyse [Retelling a Life]. München: J. Pfeiffer Verlag [Originalausgabe: New York: Basic Books]

SCHMITT, RUDOLF (1995): Metaphern des Helfens. Weinheim: Beltz/PsychologieVerlagsUnion

SCHÖNHERR-MANN, HANS-MARTIN (2001): Das Mosaik des Verstehens – Skizzen zu einer negativen Hermeneutik. München: edition fatal

SOYLAND, JOHN (1994): Psychology as Metaphor.

London/Thousand Oaks/New Delhi: Sage Publications

WITTGENSTEIN, LUDWIG (1971 [1953]): Philosophische Untersuchungen [Philosophical Investigations]. Suhrkamp, Frankfurt 1971 [Originalausgabe: Oxford: Blackwell]